Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 191. Bromberg, den 6. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

Das Ende der Wartezeit nahte heran. Die Tänzerin mußte sein fingiertes Telegramm aus München längst erhalten haben. Ines ging die letzten Tage zu bestimmten Stunden an den Hafen und machte sehnsüchtige Augen. Klaus bezog diese Tatsache mit Recht auf seine Person. Kein Zweifel, dieses Mädchen liebte ihn. Mit einer Tiefe, die rührend war. Vielleicht ist es doch nicht ganz so schuldig, wie es den Anschein hat? grübelte er. Vielleicht hat man es nur als Werkzeug benutzt?

Eigentlich dachte er jetzt ein wenig häufig an derlei Probleme, viel zu oft. Einmal ertappte er sich bei dem Gedanken: Herrgott, wie könnte die Liebe dieser Frau beseligen, wenn man nicht auf Schritt und Tritt durch das Mißtrauen vergiftet würde! Er war höchst unzufrieden mit sich und dem schleppenden Verlauf der Angelegenheit. Der schöne Rhythmus seines Denkens war gestört, sein Gleichgewicht bedroht — durch dieses Mädchen. Es war da irgendein Fremdkörper in den tadellos geölten Gang seiner seelischen Funktionen geraten. „Es ist eine Schweinerei", erboste er sich. „In der Tat eine —"

Und dann kam der Tag, wo er sich Ines wieder ohne Maske präsentieren durfte.

Wiedersehen mit Ines

Es war im Wohnzimmer. Maria de Castro war ausgegangen. Ines hielt die beiden Hände von Klaus in ihren bebenden Fingern und stammelte:

„O, Klaus, daß du nur wieder da bist!" Ihre Augen tasteten an ihm entlang wie hungrige Tiere. „Ich kann nicht leben ohne dich, Klaus. Ich bin all die Tage her wie im Fieber herumgegangen. Du darfst nie wieder fortgehen, Klaus", hastete ihre schöne, von Tränen verschleierte Stimme.

Ihre Liebe brach wie ein Strom hervor. Ihr Herz durchpochte die Stille. Ihr Antlitz war hingegeben, sehnsüchtig, zärtlich. Wie eine hilflose kleine Bajadere reckte sie sich auf die Zehenspitzen und küßte Klaus mit den Augen.

Klaus sah in eine Ferne.

„Ich muß mich anklagen, Geliebter", lächelte sie unter Tränen. „Ich war schlecht. Ich habe geglaubt, du würdest nicht mehr kommen. Siehst du, so schlecht war ich. Dann kam dein Telegramm, nur ein paar Worte. Aber ich bin auf den Knien gelegen und habe die toten Buchstaben geküßt. Nicht wahr, du verzeihst mir, Geliebter?" Über ihre Pupillen krochen wieder seine Schleier. Tau über einer noch dunklen Wiese. Eine Ader an ihrem Halse klopfte wie toll gegen die Haut.

Sie strich mit einer unsteten Gebärde an seinem Ärmel entlang. Klaus redete nichts, warum redete er nicht?

Das ist nicht zu ertragen! bäumte sich eine Stimme in Sander auf. Wie könnte man diese Beichte ertragen, ohne ein Unmensch zu sein! Etwas Starres zerbrach in ihm, das wie eine tönerne Form sein lebendiges Gefühl umkleidete. Er hatte auf einmal keinen Haß mehr gegen diese Frau. Klaus hob die Hand und strich damit dem Mädchen über den Helm seines dunklen Haares. Ein prickelndes Empfinden rieselte in seine kühlen Fingerspitzen. Das seidige Haar knisterte leise ... Wie schön war Ines! Wie hingegeben mit jeder kleinsten Faser!

Aber er genoß ihre Hörigkeit nicht mehr mit jenem häßlichen, triumphierenden Gefühl, sondern empfing sie wie ein Geschenk nach dürren, einsamen Tagen.

„Mein kleiner Liebling", sagte er und verstellte sich nicht. Zum erstenmal. Diese kindliche Beichte vorhin hatte alle Dämme in ihm niedergerissen. „Sie kann nicht ganz schlecht sein", stellte er sich vor. „Wer als gefeierte Schönheit einen armseligen Wärter um seiner selbst willen liebt, kann nicht ganz verworfen sein. Ich werde sie an ihrer großen Liebe wie an einer Handhabe fassen —."

Er geleitete das Mädchen zu der Chaiselongue und streichelte die schlanken Finger. Er besann sich fieberhaft, was er sagen müsse. Ines fragte leise:

„Wie geht es deiner Mutter, Klaus? Ich habe sie lieb, ohne daß ich sie kenne. Erzähle mir von ihr."

Sander griff sich in den Kragen. Gott, was für eine erbärmliche Rolle spiele ich — würgte es ihm in der Kehle. Sollte er eine neue Lüge produzieren? Sollte er alles offenbaren? Er zuckte vor Unentschlossenheit. Mußte nicht das Vertrauen der Geliebten einen schweren Stoß erhalten, wenn er ihr plötzlich entdeckte, daß er gar nicht Bender heiße und kein Schiffbrüchiger des Lebens sei? Sein Blick saugte sich an einem Streifchen Fleisch fest, das unterhalb des Halses von ihrem Kleide freigelassen wurde. An einem dünnen Platinkettchen schaukelte ein roter Stein, von kleinen Brillanten umsäumt, jener Anhänger. Klaus hatte seit kurzem eine unerklärliche Idiosynkrasie gegen Platin. Er erwiderte gequält?

„Ein andermal, Ines, ein andermal. Für heute nur soviel, daß sie aus jeder Gefahr ist. Ich wollte ja nur auf einen Sprung Grüßgott sagen, sie erwarten mich schon in der Klinik." Mit ein paar Redensarten wand er sich aus der Verlegenheit. Er war voller Unruhe. Zerstreut erwiderte er ihre kleinen Liebkosungen. Ines war zu glücklich, um seinen Zustand zu bemerken. Sie barg ihr Gesicht an seiner Brust. Über ihren geneigten Kopf hinweg tat er plötzlich die Frage:

„Ein seltsamer Schmuck! Hast du ihn schon lange?" Dabei nahm er ihren Anhänger zwischen die Fingerspitzen. Er gab sich Mühe, nicht zu zittern. Er glaubte einen Ausweg gefunden zu haben; denn einerseits wollte er sie nicht direkt nach Peter fragen, andererseits wollte er die bisherige Komödie nicht einfach weiterspielen.

„Nein," antwortete sie. „Seit einigen Wochen erst. Er ist von Professor Angel. Hübsch, nicht? Ich habe mich schön machen wollen, Klaus, für dich", lächelte sie schalkhaft.

„Von Angel?" Klaus suchte seine Betroffenheit zu verbergen. Von Angel. Das war das letzte, was er zu hören erwartete. Diese Angelegenheit wurde ja immer toller, der Kuckuck mochte sich darin noch auskennen. Von Angel! Diese zwei Worte warfen seine ganze Theorie über den Haufen. Neue Rätsel türmten sich auf. Er bog das Gesicht von Ines nach oben, so daß Auge in Auge blickte.

Keine Spur von Befangenheit, kein Fünkchen Arglist war darin zu entdecken, nur Zärtlichkeit und lautere Freude ... „Warum soll sie mich belügen," fragte sich Klaus, „da ich ihrer Auffassung nach in keinem Zusammenhang mit jener Affäre stehe?" Er glaubte ihr. Er forschte weiter:

„Von Angel, wieso?"

Seltsame Eröffnungen.

„Das ist eine eigentümliche Geschichte, Klaus. Hast du noch ein wenig Zeit? Wie du weißt, hat Angel damals

Maria vom sicheren Tode errettet. Kein Wunder, daß wir uns diesem ehrwürdigen Manne zu größter Dankbarkeit verpflichtet fühlen. Mit Geld allein ist so etwas nicht abzutragen. Mit einem Dutzendgeschenk noch weniger. Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Durch Lux, den Verlobten Marias, erfuhr ich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Angel nach Europa reisen werde, nach Lugano, zu einem Patienten. Kurz entschlossen bot ich dem alten Herrn meine Begleitung an, in der Erwägung, daß ihm auf einer so langen Reise die Gegenwart einer jungen Kraft erwünscht sein könnte. Nicht wahr, es gibt hundert Gelegenheiten, wo man einem halbgelähmten Greis die Sache erleichtern kann? Und denke dir, Angel sagte ja. Er meinte damals, über meinen Eifer lächelnd: „Das ist nett von Ihnen. Eine Begleiterin wie Sie, könnte ich gerade gebrauchen. Aber eine Bedingung müßte ich an Ihre Begleitung knüpfen. Sie müssen über meine Person sowohl, wie über die ganze Reise striktes Stillschweigen gegenüber jedermann bewahren, hier und unterwegs. Ich reise inkognito. Aus zwei Gründen: einmal, um nicht auf Schritt und Tritt von Reportern und Patienten heimgesucht zu werden, zum andern, um meine Sicherheit nicht zu gefährden. Die Sache liegt so. Ich habe unter den hiesigen Kollegen eine Unmenge Feinde, die ein Interesse daran haben, mich unschädlich zu machen. Traurig, aber wahr. Nun kennen Sie sich aus. Wollen Sie jetzt noch immer mit?" Ich sagte mit Freuden ja. Unterwegs schenkte mir Angel bei irgendeiner Gelegenheit diesen Anhänger. Er stammt von seiner verstorbenen Frau. Sieh', Klaus, so bin ich zu dem Ding gekommen." Sie streichelte nachdenklich den roten Stein. Während sie ihn zwischen den Fingern drehte, las Sander auf der Rückseite: Quito, 12. 12. 12.

In seinem Gehirn überschlugen sich seine Gedanken wie spielende Hunde. Nach einer kleinen Weile sagte er:

„Ein Mann, wie der Professor, hat Feinde? Wie sonderbar."

Ines entgegnete eifrig:

„In der Tat ist es so, Klaus. Ich habe mich selbst überzeugt. Es war in Lugano. Dort drängte sich ein Herr an mich heran, der sich als Sennor Pereira ausgab und mich nach Angel ausforschen wollte. Ich habe diesem Spion natürlich nichts verraten, sondern mich schützend vor unsern väterlichen Freund gestellt. Zum Glück war Angel längst in Genua und auf einem italienischen Dampfer, als die Episode passierte. Angel sandte mir nämlich kurz vorher ein Telegramm, daß er einen zweiten Fall erledigt habe und ich nun heimkehren könne."

„Warum bist du eigentlich nicht mit ihm zurückgefahren, Ines?" erkundigte sich Sander.

„Warum? Angel wollte nicht, daß ich meinen Kontrakt mit dem Kursaal in Lugano breche, der noch auf einige Tage lautete. Du mußt wissen, ich hatte dort ein kurzes Engagement angenommen, zu dem mir der Professor verhalf. Ich hatte soviel freie Zeit, daß ich mich nach Beschäftigung sehnte. Angel war oft halbe Tage weg."

„So, so," meinte Sander mechanisch. Er war nahezu erschlagen. Er konnte sich später nicht erinnern, je in seinem Leben so konsterniert gewesen zu sein. Selbst damals nicht, als er auf „Goggeisl", der tollen Stute, fast das Genick brach. Wie bei einem Zauberkunststück erklärte sich die ganze Sache als Harmlosigkeit. Das Telegramm, der Anhänger, ihr Erschrecken damals in Gandria. Er war unsicher geworden wie ein kleines Kind und fragte mit belegter Stimme:

„Warum meinst du, daß dieser Pereira ein Spion war?"

„Weil er sich so auffällig für Dinge interessierte, die mit dem Professor zusammenhingen. Zum Beispiel, für meinen Anhänger. Dann wollte er wissen, ob ich jemand kenne, der ebensolche Manschettenknöpfe trüge. Das war bei Angel tatsächlich der Fall. Direkt zu fragen, von wem ich den Anhänger habe, wagte der Mensch doch nicht."

Klaus war nahe daran, zu sagen hör mal, dieser „Mensch" war ich. Aber er verschluckte es und äußerte bloß:

„Hm, das ist ja alles furchtbar romantisch. Was meinte denn Angel späterhin zu der Geschichte? Du hast ihm dein Abenteuer doch sicher erzählt?"

„Du irrst, Klaus. Ich habe Angel seither nicht mehr gesprochen. Nach meiner Rückkehr schickte er mir Blumen, ich bedankte mich brieflich — das war alles. Ich habe mir hundertmal vorgenommen, ihn aufzusuchen, bin aber nie dazu gekommen. Nur Dr. Lux habe ich den Vorfall nach meiner Heimkehr berichtet. Der lobte mich und sagte, ich hätte durchaus richtig gehandelt. Dieser Pereira sei sicher eine Spürnase gewesen."

Klaus tat einen tiefen, tiefen Atemzug. Ein Blick in das Gesicht der Geliebten bestätigte ihm, daß Ines die Wahrheit sprach. Es lag kein Grund vor, in ihre Erzählung irgendeinen Zweifel zu setzen. Alles, was er ihr als Mitschuld ausgelegt hatte, fand eine zwanglose, befriedigende Erklärung. Ines hatte mit dem an Peter begangenen Verbrechen nichts, gar nichts zu tun. Sie war unschuldig und er hatte sie durch lange Wochen verfolgt, belauert, beschmutzt. Er hatte sie wie die nächstbeste Straßendirne behandelt . . . Reue quoll hoch in ihm, er war bereit, gutzumachen. Dann wurde seine Zerknirschung abgelöst von Freude. An der Frau, die er seit jener rührenden Beichte vorhin liebte, war kein Makel!

Er zog Ines sanft an sich und küßte sie auf den schönen, tiefroten Mund. Aber dieser Kuß war nicht mehr der herrische Akt eines Usurpators, sondern ein Symbol stummer Abbitte.

Ines kuschelte sich eng an ihn und schmeichelte:

„Nicht wahr, du liebst mich, Klaus?"

„Ja, Ines," sagte er einfach, aber seine Stimme zitterte vor Glück. „Ich habe dich sehr, sehr lieb, meine kleine Ines." Einen Augenblick hatte er den Gedanken: sag' ihr alles, mach' reinen Tisch. Aber er brachte es nicht übers Herz, diese erste Wiedersehensstunde mit solchen Enthüllungen zu beschweren. Später, später.

Ines flüsterte: „Schau, Klaus, ich habe ja niemand als dich auf der Welt. Denn auch Maria wird mir bald genommen werden, wenn sie Frau Doktor Lux wird. Du wirst bei mir bleiben, Geliebter, du wirst nie mehr von mir gehen, versprichst du mir das?"

„Ines, was sind das für dumme Gedanken", lächelte er. „Natürlich bleibe ich bei dir, immer, immer, gelt? Aber du nanntest den Namen Lux. Weißt du auch, Ines, daß ich diesen Dr. Lux nicht — —, wie soll ich mich ausdrücken? Sei mir nicht böse, er ist Marias Bräutigam, aber dennoch — er gefällt mir nicht. Ich kann mir nicht helfen. Der Mann hat keine guten Augen." Forschend betrachtete er das Mädchen.

Eine Wolke huschte über das Gesicht der Tänzerin. Sie entgegnete gedrückt:

„Arme Maria! Sie liebt Lux. Leider habe ich dasselbe Urteil wie du. Zuweilen kommen bei ihm Regungen an die Oberfläche, die mich abstoßen. Er kann höhnisch, brutal und egoistisch sein, was meine Sympathie für den künftigen Schwager trübt." Sie schwieg.

Sander meinte:

„Wir werden ja sehen. Hoffentlich ist es dann nicht zu spät für deine Schwester." Im Anschluß daran fragte er Ines ziemlich unvermittelt nach drei Dingen: nach einem Professor Sander, nach einem Amerikaner namens Mr. Devil und schließlich nach der Isla del diablo. Es bestand immerhin die Möglichkeit, daß Ines von den drei Dingen gehört hatte; zugleich war es eine allerletzte Probe.

Während er ihr die drei Namen mit einer gewissen Betonung zuschleuderte, beobachtete er scharf ihr Gesicht. Aber es zuckte keine Muskel darin. Ines schüttelte vielmehr erstaunt den Kopf:

„Was sind das für komische Namen, Klaus? Wie soll ich sie kennen? Bitte, erkläre dich näher." Ihre Stimme klang unbefangen, ohne eine Spur von Erregung.

Ines hatte auch diese Probe bestanden.

Klaus entschuldigte sich damit, daß er die drei Namen in einem bestimmten Zusammenhang vernommen habe und nichts mit ihnen anzufangen wisse. Aber das sei ja unwichtig, er habe nur so gefragt. Innerlich jubelte es in ihm: Ines ist unschuldig!

Und von einem überquellenden Glücksgefühl getrieben, riß er die geliebte Frau in seine Arme.

Fünf Minuten später empfahl er sich.

Unterwegs verarbeitete er das Erlebte. Ines de Castro war schuldlos; wer hätte das gedacht! Selbst das ominöse Abendgespräch mit Lux fand eine harmlose Erklärung. Ohne Flecken stand die Geliebte da, keine innerliche Gemeinsamkeit verband sie mit diesem schurkischen Oberarzt, dessen Opfer die beiden Mädchen waren. Zu einer Demaskierung hatte sich Klaus nicht entschließen können, die Stunde war zu ungeeignet. Vielleicht war es auch im Hinblick auf Lux besser so; ein einziges unbedachtes Wort der Schwestern konnte Lux warnen.

Ein Rätsel war gelöst, durch einen Zufall, nicht durch sein Verdienst. Zwei neue türmten sich an dessen Stelle auf. Um es kurz zu wiederholen: Der „Anhänger" stammte von Angel. Angel trug damals die zugehörigen Manschettenknöpfe. Gleichzeitig besaß aber auch Devil, Peters Entführer, solche Knöpfe. Es gab demnach ein Duplikat. Wie kam Devil zu diesem? Ferner: Während Angel mit Ines in Lugano weilte, sollte er — so lauteten Sanders Erkundigungen — gleichzeitig in Newyork in seiner Klinik gewesen sein. Wie war dieser Widerspruch zu erklären? Man konnte verrückt werden. Und mutlos. Man konnte an seinen Fähigkeiten verzweifeln . . . Zum Glück irrten seine Gedanken auf einen anderen Weg. Das gab ihm augenblicklich die gute Laune zurück. Ines! Das beste und schönste Mädchen der Vereinigten Staaten war sein!

Wie ein Wunder war alles, wenn man es richtig betrachtete. Sie würden sehr glücklich werden miteinander. Es gab also doch noch eine Frau nach Gussy, und er mußte an seine Reflexionen an jenem Abend in St. Pauli denken.

Er war verblüfft, schon in der 5. Avenue zu sein, als er in den Alltag zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Platos Notsignal.

Skizze von **W. Emil Schröder.**

Etwas weh war Herbert Grabinger doch ums Herz, als er den Kommilitonen von einst, die ihn zum Bahnhof geleitet, die Hand drückte und mit leichtem Handgepäck am D-Zug entlang eilte, der ihn nach Frankfurt am Main bringen sollte. Noch vor Abschluß seines Examens konnte er sich dank guter Beziehungen seines Vaters eine Stellung in einem großen chemischen Werk sichern, aller Zukunftssorgen enhoben. Er hatte jetzt den Doktorhut, wie man sagt, in der Tasche.

Er stutzte — sein Herz schlug schneller. Dort stand die blonde Käte mit ihrer ein wenig mager geratenen Tante, die keinen Studenten leiden mochte, auch den Herbert Grabinger nicht. Hätte sie ihm nicht so oft die Möglichkeit genommen, mit Käte in aller Verschwiegenheit ein ernstes und doch gutes Wörtchen zu sprechen — längst wäre er mit ihr ins Reine gekommen. Ehe Grabinger aber noch feststellen konnte, ob die Tante oder Käte den Zug benutzen wollte, hatte das Menschengewühl ihn fortgerissen. „Plato", der braune Pudel, den ihm seine Hausmutter zum Abschied geschenkt, war auch nicht bester Laune. Wie kann man das auch von einem Hunde erwarten, der jahrelang in Heidelberg daheim war und nun, mit Leine und Maulkorb versehen, achtlos getreten und gestoßen von reisefiebrigen Menschen, nicht einmal die Möglichkeit besaß, Abschied zu nehmen von soundsovielen niedlichen Hundedamen und Straßenecken!

Grabinger stand am geöffneten Fenster eines Abteils zweiter Klasse, in dem er der einzige Fahrgast war. Wehende Tücher entschwanden, und langsam zerfloß das geliebte Heidelberg im Morgenglanz des schönen Tages wie ein Traum, verklang der Abschiedsgruß der Kommilitonen wie ein Hauch: „Nun zu guter Letzt . . ."

Käte fiel ihm wieder ein. Weilte sie im Zuge, so würde er sie bald finden. Plato hatte es sich neben ihm auf dem Polster bequem gemacht, die Schnauze auf den Schoß des neugebackenen Doktors gelegt und blickte ihn aus klugen Augen an. Plötzlich sauste ein Gegenstand von oben herab, — Herr und Hund erschraken: es war der schwere „Ziegenhainer", den Grabinger in das Gepäcknetz gelegt. Erleichtert atmete er auf und hängte nach kurzem Überlegen den Stock in den Griff der Notbremse, wo er lustig hin und her pendelte. Dann schärfte er Plato ein, sich gesittet zu verhalten, bis er wiederkäme.

Suchend durchstreifte Grabinger den Zug von einem zum anderen Ende — er fand weder Käte noch ihre Tante. Er zog sich etwas mißmutig in den Speisewagen zurück und bestellte Kaffee. Er vertiefte sich bald in seine Morgenzeitung und dachte nicht mehr an Plato.

Dem wackeren Tiere Plato aber wurde es inzwischen langweilig. Seine treuherzigen Augen blieben an dem pendelnden Stock hängen. Ohne Stock ging Herrchen nie aus! Vergessenes und Verlorenes mußte man ihm bringen. Also zog und zerrte Plato an dem Stock, bis er ihn sicher im Maule hielt. Da quietschten die Räder, — ein scharfer Ruck, langsames Verklingen der gleitenden Bewegung — der Zug hielt.

Aufgeregt liefen die Schaffner durch die Gänge. Was war geschehen? Raub? Mord? Überfall? Man öffnete die Tür zum Abteil Grabingers, schleunigst verkroch sich der Pudel unter den Sitzen. Ja — hier war die Notbremse gezogen. Aber w e r hatte sie gezogen? Vielleicht hatte man den Reisenden dieses Abteils ermordet, beraubt, zum fahrenden Zuge hinaus geworfen?

Schon drängten sich am Abteilfenster neugierige Köpfe. Die Beamten beschwichtigten. Nein, nichts von Belang wäre geschehen! Vielleicht ein kleiner Defekt an der Maschine. — Man wollte Aufsehen vermeiden. Drei Beamte sollten die Strecke absuchen. Indessen untersuchte man das Gepäck, das im Abteil zurück geblieben war. Aha, Doktor Grabinger hieß der Reisende. Man hatte doch wenigstens einen Anhaltspunkt! Bis zum Eintreffen eines Kriminalbeamten mußte natürlich der Tatort in seinem ursprünglichen Zustand erhalten bleiben. Das Abteil wurde daher verschlossen. Die im Zuge verteilten Detektivs, denen sonst die Aufgabe oblag, auf Taschendiebe zu achten, erhielten die Weisung, auf alle Reisenden ihr Augenmerk zu richten, die auf der nächsten Station den Zug verlassen wollten. Möglicherweise weilte der Täter noch im Zuge.

Indessen hatte der „Ermordete" und „Beraubte" sein Frühstück beendet. Er fand bei der Rückkehr sein Abteil verschlossen und wandte sich an einen Beamten. Der musterte ihn mit dolchartigem Blick: „Wer sind Sie? Können Sie sich ausweisen?"

Bereitwillig griff Herbert in die Seitentasche und suchte in seiner Brieftasche nach einem Ausweis. Himmel! Seine Studentenkarte mit dem Lichtbild hatte er ja abgeben müssen! Visitenkarte? Nein, die genügte nicht. Die Miene des Beamten wurde sachlich streng. „Sie behaupten, in diesem Abteil gewesen zu sein? Gut. Sie sind Doktor Grabinger? Auch gut. Dann haben Sie die Notbremse gezogen? Nein? Also Sie leugnen den Tatbestand? Mein Gott, junger Mann, so gestehen Sie doch rückhaltlos!"

„Was soll ich gestehen?"

„Daß Sie Doktor Grabinger ermordet, sich seine Brieftasche und Wertsachen angeeignet und die Leiche zum Fenster hinausgeworfen haben!"

Grabinger brach in ein lautes Gelächter aus, daß die Leute aus den Nebenabteilen herbeiströmten. Der Beamte winkte einem der Detektivs und flüsterte ihm zu: „Der Täter ist offensichtlich geisteskrank!"

„Darf ich — darf ich — einmal meine Leiche sehen?" prustete Grabinger. „Sie wird schon geholt!" bemerkte mit niederschmetterndem Blick der Beamte. Entsetzte Gesichter. Ein Mord! Und dieser junge, sympathische Mensch der Täter — welcher Gipfel menschlicher Verworfenheit! Ein Beamter trat an Grabinger heran: „Ich erkläre Sie für verhaftet!"

Grabinger lächelte und ging langsam vor dem Beamten her. „Herbert!" rief eine helle Mädchenstimme. Käte stand vor ihm, blond, froh, strahlend. „Man hat mich wegen Mordes an mir selber verhaftet!" lachte er.

Erschrocken schaute sie ihn an: „Wegen Selbstmordversuches?" Er schüttelte den Kopf. Der Beamte fragte höflich, aber immer noch streng dienstlich Käte: „Kennen Sie den Herrn?" — „Aber natürlich! Seit Jahren! Das ist Herr Doktor Herbert Grabinger!"

Der Beamte stutzte. Soeben kamen auch die anderen Beamten zurück. Auf der Strecke hatte man nichts gefunden. Da räusperte sich der Beamte: „Verzeihung — es scheint — hm — doch ein Mißverständnis zu sein. Vielleicht hat sich jemand einen schlechten Scherz erlaubt und in Ihrem Abteil die Notbremse gezogen!"

Grabinger nickte freundlich. Ein schlechter Scherz? Da fielen ihm der Ziegenhainer und die Notbremse ein, und er mußte hell auflachen. Käte sah ihn besorgt an — aber als sie in seinem Abteil neben ihm saß und die Geschichte vom Notsignal erfuhr, stimmte sie in dieses befreiende Lachen ein, das auf dem langen Weg nach Frankfurt sehr oft unterbrochen wurde. Sogar Plato schloß verständnisvoll die klugen treuen Spitzbubenaugen!

Der Tiger auf dem Hochsitz.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt
von **Ferdinand Colshorn.**

Ein englisches Ehepaar, Herr Smithies und Frau, beide leidenschaftliche Großwildjäger, hatte sich zur Tigerjagd in den Bezirk Haldwani begeben. Eines Nachts erhielt es die Meldung, daß ein Tiger ganz in der Nähe ein Kalb gerissen habe. Am nächsten Morgen wurde das fragliche Gebiet von einer Treiberkette umstellt, nachdem Smithies für sich und seine Frau je einen Hochsitz an geeigneten Stellen hatte anlegen lassen. Der von Frau Smithies befand sich in der ersten Gabelung eines hohen, anderthalb Meter im Umfang messenden Baumes, etwa fünf Meter über dem Boden. Zwischen den beiden Hochsitzen wuchs hohes Narkalgras, auch sonst war die Gegend grasig und mit lichtem Buschwerk bestanden.

Das Treiben hatte kaum begonnen, als man das wütende Fauchen eines Tigers hörte. Schon wenige Minuten später sah Smithies ihn aus dem Narkalgras hervorbrechen. Er feuerte, fehlte jedoch, und der Tiger sprang mit einem Satze in die Deckung zurück. Bald darauf erreichten die Treiber das Grasstück, worauf der beunruhigte Tiger wieder sichtbar wurde. Laut brüllend kam er in großen Sätzen zum Vorschein. Ein zweiter Schuß des Jägers vom Hochsitz aus ging gleichfalls fehl, dagegen hatte Frau Smithies besseren Erfolg; ihre Kugel traf den Tiger zwei Spannen breit über dem Herzen, dicht unterhalb der Wirbelsäule.

Der Tiger überschlug sich und blieb einen Augenblick still liegen. Dann aber sprang er unter fürchterlichem Ge-

brüll wieder auf, erblickte die glückliche Schützin in ihrem Hochsitz und stürzte in gewaltigen Sätzen auf sie zu. Die große Katze versuchte den Baum zu erklettern, den sie mit den Vorderpranken nahezu umfaßte. Es gelang ihr auch, bis unmittelbar an den Sitz zu gelangen, an den sie sich mit Klauen und Zähnen anklammerte. Frau Smithies verlor trotz der Gefahr keinen Augenblick ihre Kaltblütigkeit; sie richtete sich auf, stieß der wütend fauchenden Katze ihre Büchse in den Rachen — die Spuren der furchtbaren Zähne waren nachher deutlich am Lauf erkennbar — und drückte ab. Aber die Büchse versagte, der Schuß ging nicht los. Der Tiger hatte sich inzwischen immer weiter an den Hochsitz herangearbeitet, auf dem er jetzt mit etwa zwei Drittel seines Körpergewichts ruhte, während er sich nur mit den Hinterläufen an den Baumstamm angeklammert hielt. Unter dem Gewicht des Tieres und infolge seiner heftigen Bewegungen schwankte der Stand heftig hin und her, und die Folge war, daß Frau Smithies das Gleichgewicht verlor und kopfüber an dem Tiger vorbei auf den Boden stürzte. Dieser beachtete jedoch ihr Verschwinden gar nicht, seine ganze Wut richtete sich gegen den Hochsitz, den er mit seinen Zähnen bearbeitete. Wie sich später herausstellte, hatte er die dicken Äste fast durchgebissen.

Herr Smithies hatte von seinem Platze aus alles mit ansehen müssen. Bei einer hastigen Bewegung waren seine Patronen zur Erde gefallen, so daß er nur über jene zwei Schuß verfügte, die er noch im Magazin hatte. Aber auch von diesen konnte er zunächst keinen Gebrauch machen, da er befürchten mußte, anstatt des Tigers seine Frau zu treffen. Als diese nun von dem Hochsitz herunter gefallen war, bot sich für den Jäger die Möglichkeit, einzugreifen. Die erste Kugel streifte den Tiger nur, die zweite saß richtig. Mitten ins Herz getroffen stürzte das Raubtier krachend zur Erde, wo es am Fuße des Baumes tot liegen blieb. Einige bange Augenblicke folgten. Das hohe Gras verbarg den Tiger, von dem man nicht wissen konnte, daß er tödlich getroffen war. Es verbarg aber auch gleichzeitig Frau Smithies, die in nächster Nähe des Tigers liegen mußte. Indessen erwiesen sich alle Befürchtungen als grundlos. Frau Smithies hatte den Fall glücklich überstanden, sich schließlich aufgerafft und schleunigst dahin begeben, wo sie die Jagdelefanten vermutete. Dicht hinter sich hörte sie den Tiger zur Erde fallen, ebenfalls ohne zu wissen, daß er tot war, so daß sie jeden Augenblick darauf gefaßt war, von ihm verfolgt und zu Boden gerissen zu werden. Doch sie erreichte unbehelligt den ersten Elefanten, von dem aus man den Verlauf der Jagd beobachtet hatte, so daß sie sich jetzt in Sicherheit fühlen konnte.

Der Tiger maß nahezu dreieinhalb Meter Länge. Wie die Untersuchung zeigte, hatte er drei Kugeln erhalten, von denen eine das Herz durchbohrt und den Tod herbeigeführt hatte. Das Ehepaar Smithies kehrte alsbald nach Bombay zurück; an weiteren Tigerjagden hatte es jedoch den Geschmack verloren.

Blühende Astern.

Blutrote, silbergraue, rosaweiße,
Mattfarbene, tiefdunkle, flammendheiße
In letzter Pracht!
Wenn Rosen welken, Lichter zag verglühen,
Wenn diese wundersamen Astern blühen,
Ist es vollbracht!

Dann fällt das Laub und raschelt leis im Sterben.
Herbstwinde geh'n von Bergeshöhn, den herben,
Und Wolken zieh'n
Und jagen wild und schaurig durch die Lüfte.
Aus ist die letzte Mär der süßen Düfte,
Die uns verlieh'n — — —

Die Dahlien und Georginen sanft vergehen.
Ich seh' die Astern stumm und einsam stehen
In wildem Rot.
Ach, all den lichten, blauen ,silberweißen,
Den sanften, düsteren, flammendheißen
Winkt schon der Tod!

Ragnhild Svenssen.

Das chinesische Unglücksschiff.

Irgendwo in der stillen Südsee soll demnächst das Unglücksschiff vom Jagtse versenkt werden. In den chinesischen Seemannskreisen wird man darüber große Freude empfinden, denn das Unglücksschiff hat mehr als hundert Menschen das Leben gekostet.

Im Jahre 1909 wurde es für die Handelsschiffahrt auf dem Jangtse gebaut und „Hai-Ling" genannt. Schon auf seiner ersten Reise von Schanghai nach Hongkong lief es auf Grund. Auf der Rückfahrt explodierte ein Kessel und elf Mann erlagen den erlittenen Verletzungen. Bei seiner dritten Fahrt erlitt ein chinesisechr Matrose plötzlich einen Anfall von Geistesstörung. Er tötete fünf Matrosen, während er drei schwer verletzte. Von diesem Zeitpunkt an verließ das Unglück das Schiff nicht mehr, und die abergläubischen Chinesen waren fest davon überzeugt, daß die Geister der an Bord Gestorbenen nicht nachlassen würden, das Schiff zu verfolgen und Unheil heraufzubeschwören. Der schwergeprüfte Eigentümer des Schiffes wandte sich hilfesuchend an die chinesische Geistlichkeit, und diese riet ihm, dem Schiff einen anderen Namen zu geben. Dies geschah, und nun hieß das Schiff „Lay-Sing". Doch auf der ersten Ausfahrt nach der Umtaufe brachen auf dem Schiff die schwarzen Pocken aus mit dem Ergebnis: neun Tote. Und obgleich das Schiff wieder einen anderen Namen annahm, es blieb vom Schicksal verfolgt, so daß es schließlich kaum noch möglich war, Matrosen für das Schiff zu finden, selbst bei doppelter und dreifacher Löhnung nicht. Den schwersten Schlag erlitt das Schiff im Jahre 1927. Damals führte es chinesische Soldaten stromaufwärts. Es entstand Streit an Bord und es kam zu einem blutigen Kampf, dem fast hundert Soldaten erlagen.

Das brachte die Eigentümer fast zur Verzweiflung. Sie beschlossen, das Schiff einer gründlichen Wiederherstellung zu unterziehen und den Namen nochmals zu ändern. Nachdem dies geschehen, verließ das Schiff Hankau mit einer Ladung Seide und anderen Waren. Zwei Tage war es unterwegs, da brach in seinem Innern Feuer aus. Die Bemannung bekämpfte den Brand bis zum äußersten. Das Schiff wurde schließlich auch gerettet, die Ladung aber war verloren. Die Reeder suchten das Schiff jetzt zu verkaufen, doch es fanden sich keine Liebhaber dafür. Darauf beschlossen sie, um mit dem Schiff nicht noch mehr Unheil zu erleiden, es an einer tiefen Stelle in der Südsee zu versenken.

Bunte Chronik

* **Die Trauung auf dem Fushijama.** Die Extravaganzen, die bisher ein Vorrecht der Amerikaner waren, scheinen jetzt auch in Japan Nachahmung zu finden; Trauungen im Flugzeug sind dort keine Seltenheit mehr. Kürzlich wurde auch der Heilige Berg der Japaner, der Fushijama, zum ersten Mal der Schauplatz eines Trauaktes. In die langen weißen Gewänder buddhistischer Mönche gekleidet, erstiegen die beiden Heiratslustigen, ein Professor an der Universität Tokio und eine Lehrerin, den Fushijama und erwarteten den Sonnenaufgang. Die Trauung wurde durch einen buddhistischen Priester in dem Augenblick vollzogen, als das Wahrzeichen Japans, die aufsteigende Sonne, den Berg mit ihren ersten Strahlen beschien. So hatte der ungewöhnliche Trauungsakt amerikanischen Bildern gegenüber den Vorzug der Romantik.

Lustige Rundschau

* **Begründete Gewissensbisse.** Jung-Teddy: „Ach, ich wollte, ich hätte Jimmy Brown heute morgen nicht so verbläut!" — Die Mutter: „Siehst du endlich ein, wie unartig du gewesen bist?" — Jung-Teddy: „Ja, aber ich wußte doch auch noch nicht, daß Jimmys Mutter morgen ein Kinderfest gibt."

*

* **Kurze Diagnose.** Patientin: „Ach, Herr Doktor, mir ist so schlecht. Es liegt mir wie Blei in den Füßen, ein Eisen scheint mir auf der Brust zu liegen, und dabei bin ich so unruhig wie Quecksilber." —Arzt (lächelnd): „Nach Ihrer Beschreibung sollte man an eine Metallvergiftung glauben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.